

Neue Schweizer Prosa

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschlossenheit der Komposition und durch die das Bild beherrschenden, aufs feinste abgetönten Blau, in Verbindung mit dem Braun der den Vordergrund abschließenden Bäume, das abgeschwächt am gegenüberliegenden Hang wiederkehrt. Ueber der sonnigen Schneefläche mit den die Tiefenwirkung verstärkenden Bäumen wachsen von tiefem kaltem Blau her die Berge immer heller, durchleuchteter in den

Himmel hinein. Die große Wirkung, die von diesem und andern Bildern ausgeht, läßt sich natürlich mit Worten nicht beschreiben. Entscheidend für ihren Wert ist, daß sich Franz Gehri einen ganz persönlichen Stil geschaffen hat, der aus einem innern Erlebnis heraus ein neues selbstherrliches Gebilde schafft, das durch seine künstlerische Form wirkt.

Fritz Schenkel, Bern.

Neue Schweizer Prosa II.

Die Mundart ist in der Literatur im allgemeinen auf ein engeres Wirkungsgebiet beschränkt als die Schriftsprache; sie ist das Instrument des wahren Heimdichters, der nicht nur als Dolmetsch der Seele seiner Heimat, sondern auch in erster Linie für die nächsten Landsleute schreibt, die das Kunstmittel nicht am unmittelbaren Genuß des Wertes hindert. Fällt doch selbst im kleinen Gebiete der deutschen Schweiz dem Alltagsleser nicht immer leicht, ein Gedicht oder eine Erzählung bei der ersten Lektüre voll zu genießen, wenn sie in der Volkssprache eines etwas entfernter liegenden Landesteiles verfaßt sind, um wieviel schwerer einem Norddeutschen, für den unser alemannisches Idiom beim ersten Anhören wie eine Fremdsprache klingt, wie für uns etwa das Platt eines Klaus Groth oder Fritz Reuter. Und doch: was für echte Kunstwerke weist die mundartliche Literatur auf, wie sehr lohnt sich die kleine Mühe, sich einzulesen und die reiche Fülle bodenständiger Schönheit, die schon in der Sprache als dem vornehmsten Ausdruck der Volksseele liegt, innezuwerden!

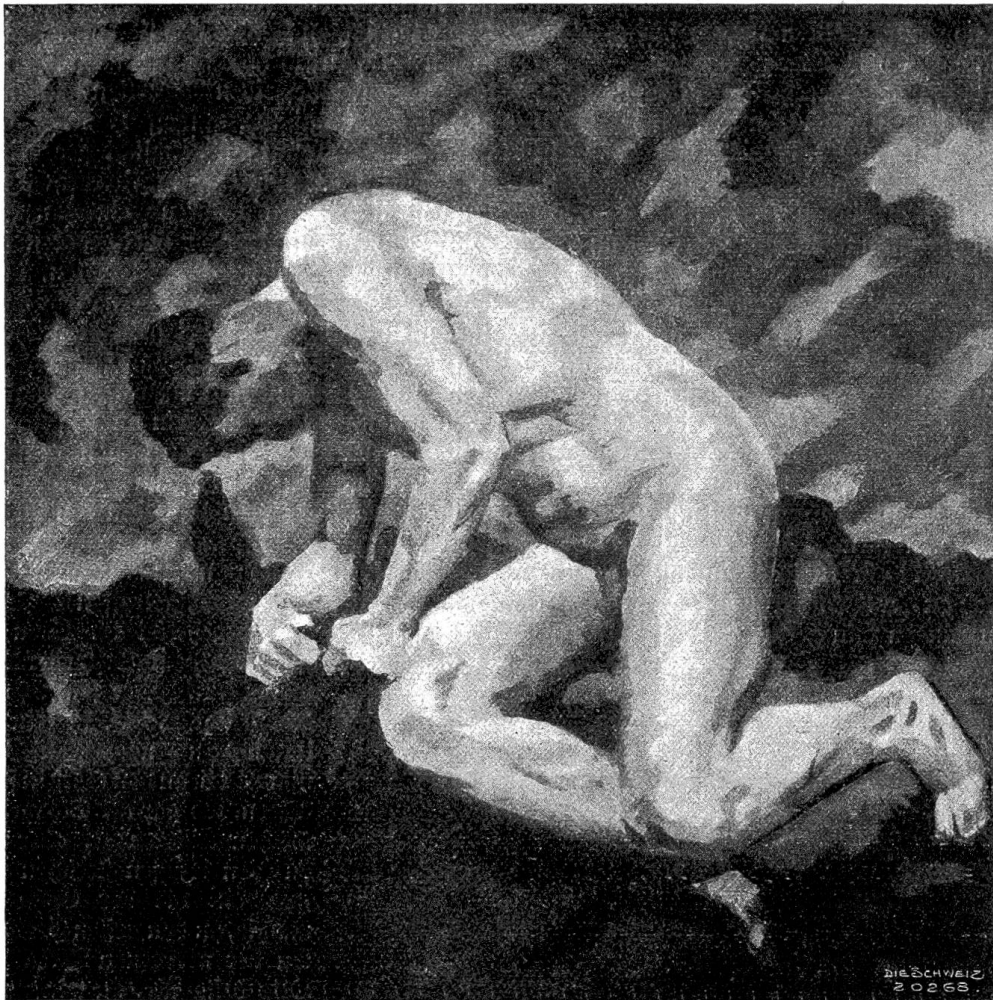
Allerdings darf der Dialektdichter nicht durch seinen Bildungsgang so sehr zum Denken in der schriftdeutschen Verkehrssprache erzogen worden sein, daß ihm der Gebrauch der Mundart schwer fällt und der Leser das Gefühl hat, eine Uebersetzung aus dem Hochdeutschen vor sich zu haben. Der nivellierende Einfluß der Volks- und höheren Schulen macht sich bei gar vielen in dieser Richtung bemerkbar, und nur verhältnismäßig selten begegnen wir auch heute Werken, die den Kenner so echt und unverfälscht anmuten wie etwa Rudolf von Tavel's köstliche Bernernovellen und Fanny Dschwald-Ringiers Aargauer Erzählungen und Stücklein, die für die schweizerische Mundart-Dichtung von bahnbrechender Bedeutung geworden sind. Eigentlich hätte ich allerdings die trotz ihren 77 Jahren noch viel zu früh verstorbene Lenzburgerin zuerst nennen sollen; denn sie trat zeitlich vor Tavel an die Öffentlichkeit, obwohl sie erst spät zum dichterischen Schaffen gelangte, als reife, an Lebenserfahrung und Einsichten reiche Per-

sönlichkeit. Sie gestaltete wie Tavel ihre Menschen mit der traumwandlerischen Sicherheit der ursprünglichen, geborenen Dichterin, war so sehr mit dem Denken und Fühlen des Volkes vertraut, daß nichts Unehliches, Erkünsteltes oder Trivial-Konventionelles aus ihrer Feder floß, auch sprachlich nicht; Gehalt und Form waren eins in ihrem Schaffen, und weil sie der Seele der Menschen ihrer eigenen Heimat schlicht und ehrlich, so, wie sie sich ihr offenbarte, Gestalt verlieh, mußte sie mit zwingender Notwendigkeit sich auch der Sprache dieser Menschen als des unmittelbarsten Ausdrucksmittels ihrer Seele bedienen, wie überhaupt ihr ganzes Schaffen einem inneren Müßigen entsprang und nicht einem ehrgeizigen Wollen. Daher das Lebensvolle, das besonders dem nicht selten dramatisch wirkenden Dialog in ihren Erzählungen eigen ist, sodaß wir uns nicht wundern dürfen, daß Frau Dschwald auch auf dem Gebiet des Dialektstückes Treffliches geleistet hat.

In einer ganz prächtigen, tiefschürfenden Studie von Maria Waser, die dem postum erschienenen Büchlein „Alti Liebi“ von Fanny Dschwald-Ringier¹⁾ beigelegt ist, wird das alles viel schöner und überzeugender ausgeführt, als es uns der beschränkte Raum hier gestattet. Die Leser der „Schweiz“ kennen die Titelnovelle²⁾, die so gar nicht den Charakter eines Alterswerkes an sich trägt, mag sie auch in der wundervoll echt geschauten Lösung des Konfliktes in der Seele jener alt Schulmeisterin von der Weisheit und tiefdringenden Erfassung des gesunden sittlichen Empfindens einer einfachen Frau aus dem Volke zeugen, die so schlicht und tief ergreifend (gerade wegen dieser Schlichtheit) nur eine an eigenen schweren Lebenserfahrungen geläuterte Persönlichkeit uns bieten konnte. Da ist kein falscher Ton, keine Theatergeste, nichts, was irgend gegen die Natürlichkeit verstieße, an dieser Heldin des Entsagens und Verzichtens, die uns in prachtvoller Lebendigkeit vorgestellt wird; der innere Sieg über das törichte Herz und der Zusammen-

¹⁾ Aarau, S. R. Sauerländer, 1919.

²⁾ f. „Die Schweiz“ XXI 1917, 459 ff.



Franz Gehri, Hohlhub.

Sterbender Krieger.

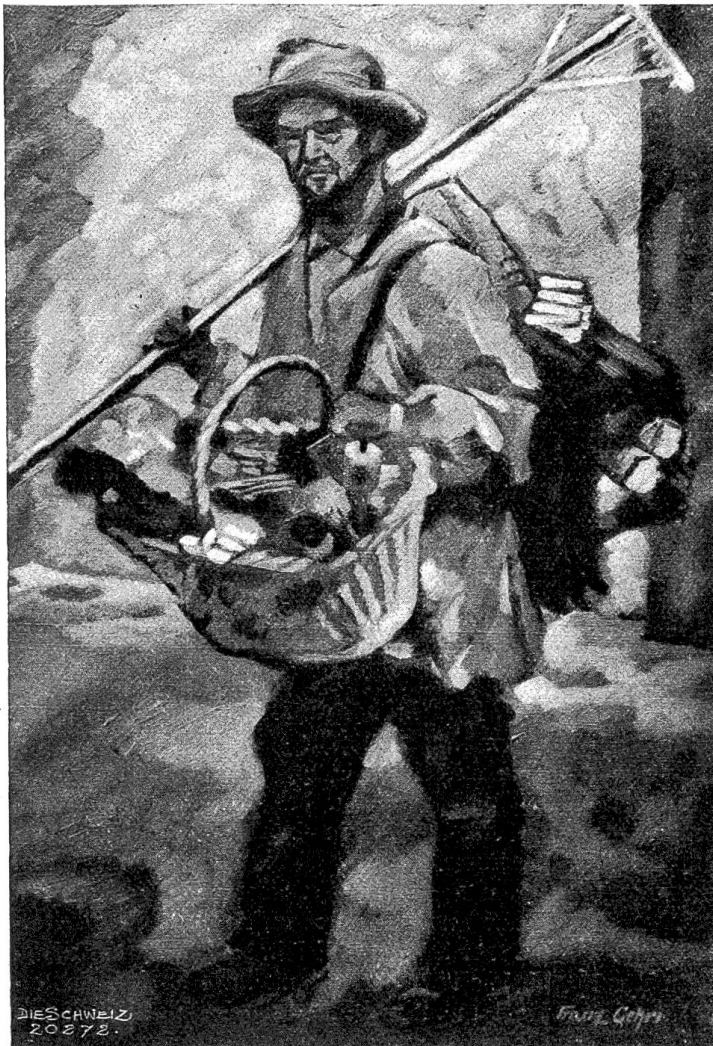
bruch der Frau nach der Trennung wirken mit so echt tragischer Wucht auf den Leser, daß wir Maria Waser zustimmen müssen, wenn sie sagt, dieses Werk sei vielleicht das reifste, das uns die Dichterin schenkte, „ein Juwel wahrer Heimatkunst“. Nicht ein Wort zu viel oder zu wenig steht in der Erzählung; die Zwiegespräche zwischen der gealterten Frau Brene und ihrem Jungschatz, dem Schwanderhans, sind so meisterhaft, charakterisieren die beiden so vorzüglich, daß auch ein strenger künstlerischer Maßstab ohne Nachteil an diese vorzügliche Novelle gelegt werden darf. — Etwas loser im Aufbau, mit leichter Hand gearbeitet, aber nicht minder echt aus dem Geist und der Seele des Volkes und seiner Sprache geboren ist die humordurchleuchtete zweite Arbeit des Bändchens. Wiegt sie literarisch vielleicht ein bißchen weniger schwer, so wirkt sie umso sonniger auf den Leser, und an feinen, tiefen, verstehenden Blicken in die Herzen der Jugend ist sie so reich, daß man kaum glauben kann, daß sie das Werk einer Frau ist, die das biblische Alter überschritten. Was sich

alles in der Familie „Vor hundert und meh Johre“ zutrug, erzählt eine Mutter ihrem Kind, das verdächtig gern Liebesgeschichten hört. Die hausfräuliche Beschäftigung der beiden mit der Wäsche wird dabei aufs schönste verkurzweilt, und auch der Leser bekommt alle Hochachtung vor der Wirtin zur „guldige Chronen“ in Lenzburg, des „Aehnigroßvatters“ tapferer Gattin, die sich gegen die Soldaten Massenas so wacker zur Wehr gesetzt hat, und vor der Rosette Schneebeli, der Bademer Tochter, die um jene Zeit in der Chronen kochen lernte, sich gegen die „Mündsch“ eines französischen Offiziers mit einem Chüechlitrachter voll Strübliteig verteidigte und deshalb von ihrem treuen Anbeter Gottlieb in einem leeren Weinsäß versteckt wurde, damit sie die Tat nicht mit ihrem Leben bezahlen müsse. Aber den tiefsten Eindruck macht uns doch das verständnisvolle Mutterherz der Erzählerin selbst, da sie „vor em Längscheschaft“ das Geheimnis ihres Töchterleins erfährt und Margritli bevor es dem Liebsten entgegenneilt, um ihn zu empfangen, noch einen

Augenblick zurückhält mit den Worten: „I ha di numme no einisch welle-n-aluege, solang d' no myne bisch, Chind!“ Wer noch Sinn und Verständnis hat für schlichte, ehrliche Heimatdichtung, der echtes Erleben innewohnt, in der der Herzschlag des Volkes pocht, dem sei dieses Büchlein Fanny Oswald-Ringiers warm empfohlen.

Eine in literarischen Kreisen der Schweiz nicht weniger bekannte Persönlichkeit, wenn auch nicht von der ursprünglichen schöpferischen Begabung der trefflichen Aargauerin, war Otto Haggenmacher, der am 1. September vorigen Jahres in Zürich seine letzte Fahrt angetreten hat. Er ist in Winterthur aufgewachsen, und eine seiner letzten schriftlichen Arbeiten, die „Jugenderinnerungen“, treffen wir in dem schönen von Rudolf Hunziker und Hans Reinhart redigierten „Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur“³⁾. Diese Vereinigung ist eine Kriegsgründung. Sie bezeugt, daß an der Culach trotz aller Not der Zeit geistigen Dingen kein geringeres Interesse ent-

³⁾ Winterthur, H. Vogel, 1919.



Franz Gehri, Hohlhub.

gegengebracht wird als vor 1914, und schon im Laufe des letzten Jahres gab sie einen ganz famosen Almanach heraus, der im selben Verlag und unter derselben Redaktion seine Fahrt antrat. Dort hat Dr. Rudolf Hunziker einen mit großer Sorgfalt und Umsicht gearbeiteten Ueberblick über Winterthurs literarische Vergangenheit geboten, während eine Anzahl in Winterthur ansässiger oder dort geborener Autoren den vollwertigen Beweis leisteten, daß es am Fuße des Lindberges auch eine sehr erfreuliche literarische Gegenwart gibt, die nicht nur von lokaler Bedeutung ist. Bald ist jener ersten „Gabe“ der Vereinigung die zweite gefolgt, das eben genannte Jahrbuch, ein hübsch gedruckter und ausgestatteter Band, an dessen Spitze die „Jugenderinnerungen“ Haggenmachers stehen, schlicht erzählt, eben einfach Erinnerungen ohne jegliche literarische Ansprüche und gerade deshalb überaus sympathisch und für Haggenmacher charakteristisch, dessen wohlgetroffenes Porträt der schönen Arbeit vorgeheftet ist. Gern folgt man dem Verfasser aus dem Schwabenlande,

wo er fünf Jahre seiner frühen Kindheit verlebte, in sein Vaterland und nach Winterthur, nimmt teil an den Sorgen seiner Eltern, wo gar oft Schmalhans Küchenmeister war, aber auch an den Jugendstreichern und -freuden, die der Sohn mitmachte, an den ersten Fortschritten der modernen Technik, die Otto bestaunte, an seinem Bildungsgang an den trefflichen Schulen der damals noch kleinen Stadt und am anregenden geistigen Verkehr im Hause Johannes Scherrs, und fast möchten wir dem Erzähler zürnen, daß er mit der Uebersiedelung ans Obere Gymnasium in Zürich seine Jugenderinnerungen abbricht und nur flüchtig die Besuche der Muse der Dichtung und des Gottes Amor erwähnt, die ihm die letzten Winterthurer Tage noch verschönten... In einem ganz prächtigen Lebensbild führt uns dann Rudolf Hunziker Haggenmachers Werden und Wirken vor Augen, und der Leser wird der großen Arbeitskraft dieses Mannes seine Hochachtung ebenso gern erweisen wie dem aufrechten echt schweizerischen Charakter. Als ganz vortrefflich und schlechtthin abschließend erscheint mir in Hunzikers sorgfältiger Arbeit beson-

Hausierer (1917).

ders das Urteil über Huggenmachers literarisches Schaffen, wo mit Recht als das tiefste Werk des Dichters und Denkers die Novelle „Vorwärts und Aufwärts“ hervorgehoben wird, an die auch an dieser Stelle wieder einmal nachdrücklich erinnert sei. Unsere Zeit dürfte der darin vertretenen Idee der Wiedergeburt der Menschen verständnisvoller gegenüber treten als die damalige, da selbst ein J. B. Widmann sich mit verletzendem Spott gegen das gedankentiefe Werk wenden zu müssen glaubte, weil das Denken und Fühlen des ausgehenden 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse für derlei Ideen nichts übrig hatte und allzu einseitig mechanistisch-materialistischen Prinzipien huldigte.

Die weiteren bemerkenswerten Beiträge in dem inhaltsreichen Jahrbuch können hier nur kurz hervorgehoben werden. Da bietet uns Paul Schaffner eine interessante illustrierte Studie über ein Gemälde Gottfried Kellers aus dem Jahre 1840, das sich in Winterthurer Privatbesitz befindet; Hans Reinharts form-schöne Dichtung für Musik „Vineta“ ruft nach dem Komponisten; wertvolle Gedichte treffen wir u. a. von Alfred Huggenberger, Karl Sax, Gottfried Bohnenblust — der auch ein paar feinpointierte Sprüche beisteuerte — und Gustav Gamper, dem Vielseitigen, dem das Buch außerdem eine Reihe ganz vorzüglicher Holzschnitte verdankt, von denen mir Walt Whitmans charaktervoller Kopf besonders gefallen hat. Sodann bietet Dr. Piet Deutsch für Lernende und Lehrende gleich interessante „Erfahrungen und Selbstbekenntnisse“: „Ueber die Stimmbildung“, die auch der Laie mit Vergnügen lesen wird, und das sehr hübsche Schweizer Reisetagebuch des bekannten deutschen Musikers und Komponisten Robert Radecke, dessen um Winterthurs Musikleben verdienter Sohn Prof. Dr. Ernst Radecke die vergilbten Blätter zur Verfügung stellte, wird als musik- und kulturgeschichtliches Dokument aus dem Jahre 1851 nicht nur die Winterthurer Leser zu fesseln vermögen; mit Interesse betrachten wir hier das Bildnis des damals jungen Künstlers, sowie die faksimilierten Erinnerungsblätter, die der Reisende in der Schweiz von Richard Wagner, Theodor Kirchner und Franz Abt erhalten hat. Unter den beige gesteuerten Erzählungen möchte ich besonders die ganz allerliebste kulturhistorische Skizze von Max Fehr „Das Gesangsstündlein der Konstabler“ erwähnen, aus welcher uns der



Franz Gehri, Hochstich.

Kinderbildnis.

Schauch jener „guten alten Zeit“ so echt entgegenweht, daß wir verneinen, die Herren Konstabler und Feuerwerker in Zürich wirklich reden zu hören und zu sehen, wie sie vor dem „Benedigli“ in der Enge draußen eine veritable Seeschlacht imitieren, darüber und über anderes bei ihrer Rundfahrt nach der grünen Halbinsel Au ihre Gedanken austauschen und beim Herrn Amtsbürgermeister Escher im Traubenberg zu Zollikon „zur Niekung eines Gläschens Weins ankehren“ und eine wohlgelungene Probe ihrer Gesangskunst ablegen, um hernach von Thro Gnaden dem Bürgermeister über die Gefährlichkeit ihrer Schießerei auf dem See belehrt zu werden, sodasß fortan die Seeschlachten der Konstabler und Feuerwerker in Zürich nicht mehr wiederholt werden. Um ihres schönen ethischen Grundgedankens willen sei auch Gustav Gamper's Erzählung „Niklaus, mein Urwaldfreund“ noch erwähnt. Nicht nur von lokalem Interesse ist also dieses reichhaltige Winterthurer Jahrbuch; es verdient als wertvolle Gabe die Aufmerksamkeit aller Schweizer, und die „Literarische Vereinigung Winterthur“ sei für die schöne Publikation wärmstens bedankt. Vivant sequentes!

Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.

Zu Robert Walfers neuerem Schaffen.

Mit Bildnisbeilage.

Unter den jungen Dichtern, die das schweizerische Schrifttum auch nach der

Blütezeit der Gotthelf, Keller und C. F. Meyer, auch nach der spätern Epoche der